

Aufstieg und Fall der Jacqui Lee Schiff

Wenn wir über die Entstehungszeit der Transaktionsanalyse sprechen, berücksichtigen wir meist die gesellschaftspolitische Situation nicht, in der der junge Arzt Eric Berne seine Konzepte und Methoden entwickelte. Wir denken meistens nicht daran, dass Bernes Motivation, mit neuen Formen der Psychotherapie zu experimentieren, zuallererst darin lag, dass er in den 40er und 50er Jahren des 20. Jahrhunderts als junger Psychiater in den berüchtigten psychiatrischen Großanstalten Dienst tat, die in Amerika nicht anders als in Europa mehr Bewahranstalten als therapeutische Einrichtungen waren. Die 50er Jahre waren konservativ bis reaktionär (McCarthy/Adenauer-Ära) und neue Ideen eher unerwünscht. Nur mühsam konnte mit Alexander Mitscherlich die Psychoanalyse in Deutschland wieder Fuß fassen. In Kinderheimen waren die Prügelstrafe und andere drakonische psychische und körperliche „Züchtigungen“ an der Tagesordnung.

Zum anderen wurde Bernes Experimentierfreude unterstützt durch die Forschungsergebnisse und Arbeiten mit Psychotikern von Psychoanalytikern wie Paul Federn, Frieda Fromm-Reichmann, Sullivan und J. Rosen. Sie alle wollten etwas an der Misere der psychotischen Patienten ändern.

Mit der Entwicklung des Strukturmodells – also eines Denkansatzes, der die Binnendifferenzierung des Ich ermöglichte, war ein bahnbrechender Schritt zum Verständnis psychotischen Verhaltens getan (Berne 2001, S.135–147). Für Berne war aber unabdingbare Voraussetzung einer Psychotherapie, dass der Patient in der Lage war, seinen Erwachsenen-Ichzustand mit Energie zu besetzen: „Offensichtliche Ausnahmen wie einige von Rosens Fällen stellen eher Prüfsteine als Widerlegungen dieser allgemeinen Prinzipien dar“ (Berne 2001, S. 136).

**Versuch einer Auf-
arbeitung**

Der gesellschafts-
politische Kontext

Ulrike Müller

Die durch die Studentenrevolten eingeleiteten Demokratisierungsprozesse brachten auch ein verändertes Bewusstsein gegenüber der Anstaltsverwahrung von Jugendlichen und Psychotikern mit sich.

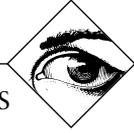
Die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts waren die Jahre des Aufbruchs und der großen Veränderungen. Die durch die Studentenrevolten eingeleiteten Demokratisierungsprozesse brachten auch ein verändertes Bewusstsein gegenüber der Anstaltsverwahrung von Jugendlichen und Psychotikern mit sich. In Deutschland war eine unmittelbare Auswirkung davon die Entstehung der gemeindenahen Psychiatrie mit ihrer noch heute bestehenden Struktur von Wohngruppen und niederschweligen Betreuungsangeboten. In Italien wurden damals sämtliche psychiatrische Anstalten geschlossen und die Patienten nach Hause geschickt.

Das Wunder der Neubeelterung

Etwas Unmittelbareres als Symbole war vonnöten. Morris und Jacqui Schiff gingen diesen letzten Schritt.

Was lag näher, als dass zwei engagierte Sozialarbeiter 1966 die Strömungen der Zeit aufgriffen und daraus ihr eigenes Konzept entwickelten. Als erste Schüler der neuen Psychotherapierichtung Transaktionsanalyse war ihnen einerseits das Konzept der Ichzustände eine Verstehenshilfe und die Experimente von Paul Federn und J. Rosen mit „direkter Analyse“ Ermutigung und Herausforderung. Und Eric Berne schien begeistert gewesen zu sein. In seiner Einführung zu Jacqui Schiffs erster Präsentation ihrer Behandlungsmethode im TAB 1969 schreibt er, obwohl die Möglichkeit der Schizophrenen, ihre Ichstruktur zu verstehen und die Ursache für ihr Verhalten in frühen elterlichen Einflüssen zu suchen, sie dazu gebracht habe, selbständig zu leben, fehle immer noch etwas, was der fehlenden frühen Zuwendung entspreche, wodurch sich ihr Gefühl der Instabilität fortsetze. „Etwas Unmittelbareres als Symbole war vonnöten. Morris und Jacqui Schiff gingen diesen letzten Schritt – Beelterung, die in Einzelfällen bereits zuvor versucht worden war, wenn auch nicht unter diesem Namen“ (Berne 1969). Hier spielt Berne auf die Experimente von Rosen und Federn an.

In dieser ersten Euphorie zählte nur der Erfolg. Völlig kritiklos zitiert Berne (1969) aus einem Fernsehinterview: „Was ist für Ihre Kollegen der Hauptkritikpunkt?“ „Dass wir Abhängigkeit ermutigen.“ „Und was antworten Sie?“ „Es geht den Patienten besser.“ Berne scheint hier nicht zu merken, dass dies eine seinem Credo der Autonomieförderung völlig konträre Auffassung war. Von Anfang an macht Jacqui Schiff keinen Hehl daraus, dass sie von ihren Patienten-Kindern völlige Unterwerfung fordert und auch vor schweren körperlichen Züchtigungen nicht zurück-



scheut. Die später gefundene Pferdepeitsche hat sie nach eigenen Aussagen bei ihren leiblichen Kindern zuerst benutzt (Haykin 1998).

In dem ersten Artikel, mit dem sie an die Öffentlichkeit geht, schreibt sie viel von Zuwendung, Halt und Liebkosungen. Andererseits fallen aber auch Sätze wie: „Sie füttert es (das Patienten-Kind), wenn nötig mit Gewalt“, „Das Kind muss bestraft werden, wenn es sich weigert, wichtige Botschaften aufzunehmen. Es ist in Ordnung, ein Kind zu ohrfeigen oder ihm eine Tracht Prügel zu verabreichen“. Außerdem ist Rückzug nicht erlaubt; weder physischer noch gedanklicher: „Jederzeit kann jemand fragen, ‚Was denkst du gerade‘ und eine prompte Antwort erwarten“ (Schiff 1969). Wir hören vielleicht sogar die Überzeugung heraus, der Wille müsse gebrochen werden.

Dies hört sich mit unseren sensibilisierten Ohren unglaublich an; zu jener Zeit jedoch war Gewalt ein probates Erziehungsmittel, und es gab kaum ein Bewusstsein über deren schädlichen Einfluss auf Kinder.

Da sich damals allmählich ein Bewusstsein davon bildete, dass krankmachende Elternsysteme mit ursächlich sind für den Ausbruch der Psychose, lag die rigorose Forderung nahe, dass die Patienten-Kinder keinen Kontakt mehr zu ihren leiblichen Eltern haben dürften und ihre Therapeuten-Eltern jetzt ihre richtigen Eltern seien.

Hier nun beginnt die Trübung oder die grandiose Selbstüberschätzung. Und es ist diese Mischung aus Gewalt und rigider Forderung, die inkorporierten leiblichen Eltern auszulöschen und an deren Stelle die Therapeuteneltern zu setzen, die Kritiker wie Alan Jacobs von Gehirnwäsche sprechen lassen. Heute wissen wir, dass ein solch vollständiger Ersatz alter neuronaler Netzwerke in der Tat nur möglich ist durch extreme Gewaltanwendung, wie sie in den chinesischen Umerziehungslagern stattfand und zum Teil auch heute noch stattfindet und wie sie uns von George Orwell in seinem Roman 1984 vorgeführt wurde. Und wir finden diese Art von „Neubeelterung“ auch nicht wünschenswert, da alte Skriptmuster fast immer auch Ressourcen beinhalten. Korrigierende Erfahrung, ja – radikale Neubeelterung, nein.

Hier nun beginnt die Trübung oder die grandiose Selbstüberschätzung.

Die sadomasochistische folie à deux

„Beelterungstechniken bergen das Risiko, dass zwischen Patient und Therapeut eine sadomasochistische Beziehung etabliert wird.“

Alles, was wir heute über den „Fall“ Jacqui Schiff wissen, läuft darauf hinaus, dass eine überforderte Frau in ihrer grandiosen Selbstüberschätzung tatsächlich ihre Macht missbraucht hat und sadomasochistische Beziehungsmuster eskaliert sind.

Je enger die therapeutische Beziehung, umso größer die Gefahr des Machtmissbrauchs. Um wie viel mehr, wenn Patienten sich den Therapeuten so bedingungslos ausliefern, wie es bei der so praktizierten Beelterung gefordert wurde und der Kontakt zu den Herkunftsfamilien völlig aufgegeben werden musste. Und wenn das Ganze in der Isolation eines privaten Haushaltes stattfindet. Es ist ja bezeichnend, dass Jacqui Schiff die Forderung der ITAA, sich regelmäßigen Supervisionen zu unterziehen, ablehnte (Haykin 1998; Mellor 2002). Ken Woods nennt die Problematik beim Namen und erweitert so die Sichtweise auf alle engen therapeutischen Beziehungen: „Beelterungstechniken bergen das Risiko, dass zwischen Patient und Therapeut eine sadomasochistische Beziehung etabliert wird“ (Woods 1998, S. 48). Wenig geliebte Kinder „werden die erfreuliche Erfahrung von Kompetenz und Unabhängigkeit zugunsten der Sicherheit einer masochistischen Unterwerfung aufgeben. Je sadistischer die Elternperson ist, umso wahrscheinlicher wird das Kind an ihr und der sadomasochistischen Beziehung hängen. Verlassenheitsangst treibt das Kind dazu“ (Woods 1998, S. 48f). „Kurzum: Masochismus ist die Idealisierung des Unterdrückers ohne Identifikation“ (Woods 1998, S. 49).

„Der sadistische Therapeut wird sich vollkommen im recht fühlen, wenn er Gewalt anwendet, um unwillige Patienten dazu zu bringen, eine überangepasste masochistische Beziehung mit ihm einzugehen“ (Woods 1998, S. 53).

Alles, was wir heute über den „Fall“ Jacqui Schiff wissen, läuft darauf hinaus, dass eine überforderte Frau in ihrer grandiosen Selbstüberschätzung tatsächlich ihre Macht missbraucht hat und sadomasochistische Beziehungsmuster eskaliert sind – eskaliert bis dahin, dass Patienten, die sich nicht so bedingungslos unterwerfen wollten, auf die Straße gesetzt wurden oder sich umbrachten und, wie aktenkundig wurde, auch an den Straftatorten gestorben sind (The Kansas City Times 1988; Patricia Crossman 2000, Alan Jacobs 2006).

Da, wie Ken Mellor (2002) in seinem Nachruf schreibt, Jacqui Schiff nicht bereit war, Unterstützung von der ITAA anzunehmen und lieber eskalierend kämpfen wollte statt das Problem zu lösen, sie auch keine Supervision akzeptierte, war sie für die ITAA nicht mehr tragbar und beendete 1979 selbst ihre Mitgliedschaft. Anschließend ging sie nach Indien und eröffnete in Bangalore ein Be-



elterungshaus, wo es, laut Alan Jacobs, dieselben Probleme gab und sie aufgefordert wurde, Indien zu verlassen (Jacobs 2006).

Ken Mellor (2002) beschreibt Jacqui Schiff, wie er ihr das erste Mal im Jahr 1973 begegnet ist, als eine kleine fettleibige unscheinbare Frau mit dichten, schulterlangen, weizenblonden Haaren und einer kindlichen Stimme. Und dennoch übte sie auf ihn eine ungewöhnliche Faszination aus. Und er blieb zwei Jahre bei ihr als Lernender, der ihr viel verdankt.

Wie lässt sich dieser Widerspruch erklären oder gar auflösen? Zweifellos hat diese Frau große Verdienste um neue Behandlungsformen für psychotische und frühgestörte Patienten. Zweifellos hat sie auch immer wieder große Erfolge erzielt und es vielen Menschen ermöglicht, ein selbständiges Leben zu führen. Allerdings war der Preis zu hoch, den die ihr anvertrauten Menschen dafür zahlen mussten.

Bestimmt lässt sich sagen, dass Jacqui Schiffs nicht hinterfragbare Überzeugung, sie wisse, was gut für ihre „Kinder“ sei, damit sie gesund werden können, zusammen mit einer rigiden Moralvorstellung und Erziehungspraxis (Schiff 1969) die Voraussetzung für die sadomasochistischen Eskalationen waren.

Was aber hinderte sie daran zu erkennen, dass etwas schief lief und sie Hilfe brauchte? Könnte es sein, dass die Konzepte, die sie zur Diagnose für psychotische Patienten entwickelte bzw. übernahm, gerade auch ihre ungelöste Problematik widerspiegeln? Sie blieb bis zum Schluss in ihrer **Grandiosität** gefangen. Sie allein wusste, was gut und richtig war und lehnte jede Unterstützung von außen ab. Es ist die Haltung aller missionarischen Eiferer: „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt“.

Ihre Beziehung zu ihren „Kindern“ war **hochsymbiotisch**, denn ein eigenständiger Wille und Weg waren nicht vorgesehen. Die Patienten durften sich nur im Universum von Jacqui Schiffs Wahrheit bewegen.

Sie gab nicht zu, dass sie Unterstützung brauchte, sie leugnete die Problematik, in ihrer Begrifflichkeit heißt das **discounting**. Und in den Jahren, als die ITAA sich mit ihrem Fall beschäftigte, verhielt sie sich passiv, als Nichtstun und als Agitieren.

Möglicherweise hat sie in ihren „Kindern“ eigene abgelehnte Persönlichkeitsanteile bekämpft. Wahrscheinlich hat die bedingungs-

Wer war Jacqui Schiff?

Was aber hinderte sie daran zu erkennen, dass etwas schief lief und sie Hilfe brauchte?

lose Unterwerfung der ihr Anvertrauten ihre eigene innere Leere gefüllt. Wir wissen, dass das Helfersyndrom entgleisen kann und dass dahinter oft sehr einsame Kinder stehen, die nie gelernt haben, sich selbst Gutes zu tun, und es deshalb andern in Stellvertreterschaft angedeihen lassen wollen. Noch während seines Aufenthalts im Hause Schiff 1973 bis 1975 bemerkte Ken Mellor (2002), dass sich Jacqui Schiff von kollegialer Unterstützung und Diskussion fern hielt, dass sie sich weder körperlich, emotional noch in anderen Bereichen um sich kümmerte und dass sie offensichtlich Angst davor hatte, sich von anderen etwas sagen zu lassen, weswegen sie dafür auch nicht erreichbar war.

Was bleibt

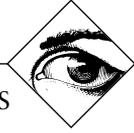
Patricia Crossman sagt, die Übertragungsbeziehung sei schuld. Das klingt allerdings sehr nach Vermeidung statt nach Lösung. Wie also können wir heute mit Gedanken von möglichen Strukturveränderungen und Beelterungskonzepten umgehen?

Sicher müssen und sollen wir Abschied nehmen von der Ersetzbarkeit alter Elternsysteme. Es reicht, wenn korrigierende Erfahrungen dazu führen, dass Patienten andere Optionen zur Verfügung haben. Ganz sicher brauchen Psychotherapeuten und Sozialpädagogen, die beziehungsorientiert arbeiten, regelmäßige Supervision und professionellen Austausch. Wo nach den ursprünglichen Beelterungskonzepten gearbeitet wird, bedarf es klarer Verträge und eines institutionellen Rahmens.

Wenn in einer intensiven Übertragungsarbeit Therapeuten sadistische Impulse spüren, sollten sie immer erschrecken und Eigenanalyse betreiben. Immer ist wichtig, die Situation zu analysieren, statt zu reagieren. Und vielleicht ist das mit den neuen Eltern überhaupt ein grandioses Relikt der grandiosen Attitüde der 68er Generation.

Die bescheidenere und weniger gefährliche Variante einer Therapeut-Patienten-Beziehung hört sich folgendermaßen an: „Wir arbeiteten sicher auf der Basis einer positiven Übertragung, und in ihr war ich eine gesunde Vaterfigur. Ich schloss jedoch keinen Beelterungsvertrag mit ihr ab, sondern verließ mich stattdessen auf die Deutung der Übertragungsfantasien“ (Haykin 1998).

Und vielleicht ist das mit den neuen Eltern überhaupt ein grandioses Relikt der grandiosen Attitüde der 68er Generation.



FOCUS

- Berne, E. (1969), *Introduction to TAB issue on reparenting in schizophrenia*, TAB 8, S. 45-47.
- Berne, E. (2001), *Die Transaktionsanalyse in der Psychotherapie*, Junfermann, Paderborn.
- Crossman, P. (2002), *Questioning Jacqui Schiff's Work*, *The Script* November 2002.
- Haykin, M. D. (1998), *Fifty Years – A Perspective*, TAJ 28/1, S. 35-44.
- Jacobs, A. (2006), *Personal Letter*.
- *The Kansas City Times*, *History of 'reparenting' marked by controversy, dissension*, October 8, 1988.
- Little, R. (2005), *Integrating Psychoanalytic Understandings in the Deconfusion of the Primitive Child Ego States*, TAJ 35/2, S. 132-146
- Mellor, K. (2002), *Time with Jacqui*, *The Script*, November 2002.
- Schiff, J. (1969), *Reparenting Schizophrenics*, TAB 8, S. 72-75.
- Woods, K. (1998), *The Danger of Sado-masochism in the Reparenting of Psychotics*, TAJ 28/1, S. 48-54.

Literatur

Ulrike Müller
Hildastraße 34
79102 Freiburg
ulrikemuellerta@aol.com